

RUDOLF-ALEXANDER-SCHRÖDER-STIFTUNG

Reinhard Jirgl. Dankrede für den Bremer Literaturpreis 2006.

Über des Schriftstellers Eigensinn als Ethos

Sehr geehrte Damen und Herren.

Was einen Schriftsteller bewegen kann, sobald ihn die Nachricht erreicht hat, er habe für eine seiner Arbeiten den namhaften Bremer Literaturpreis zugesprochen bekommen, auf diese innere Bewegung nun Rückschau zu halten und seine Freude darüber in einer Dankrede zu Wort kommen zu lassen, das gelingt dem so Geehrten vielleicht am ehesten, wenn er an einige Richtlinien sich erinnert, von denen er seine Arbeit unbedingt bestimmen lassen möchte, und er durch eine solche Ehrung den deutlichen Hinweis darauf erhält, dass er mit seiner Ausrichtung - zumindest bislang - doch nicht vollkommen auf dem Holzweg sein könne.

Schreiben, wie jedes schöpferische Tun, so behaupte ich, bezieht seine substantiellen Kräfte aus einem Bestand ursächlich kindlicher Energie. Dass diese Reserve aus Kindlichem nicht versiegt, mag aus sehr früher, vielleicht der ersten wirklich bedeutsamen Erkenntnis stammen, dass der Mensch im physischen Sein Begrenzungen, Einschränkungen, schließlich seiner Endlichkeit unterworfen sei: Mithin das kindlich Schöpferische seinen Antrieb aus einer fundamentalen Enttäuschung erhalte, die mit der Erziehung zum Realitätsprinzip sich verfestigte. Dem Aushärten solcher Enttäuschung zu wehren aber gelingt in allen Arten des Spiels, so auch im Schreiben, dem Gedankenspiel, das wie jedes Spiel nach dem Gewinnen strebt.

Das Kindliche und das Spiel - unglücklicherweise haftet an diesen beiden Wörtern im Deutschen ein süßlicher Kinderzimmergeruch, der leicht zu Missverständnissen und Irrtümern führen kann. Man bleibt indes davon verschont, sobald man zweier überlegener Denker sich erinnert. Zum einen Freud, dem zufolge das Gegenteil von Spiel nicht Ernst, sondern Wirklichkeit sei. Zum anderen Nietzsche, der bemerkte, dass "ein Werden und Vergehen, ein Bauen und Zerstören ohne jede moralische Zurechnung in ewig gleicher Unschuld in dieser Welt allein das Spiel des Künstlers und des Kindes [hat]", denn "sobald es [das Kind wie des Künstlers Schaffen] baut, knüpft, fügt und formt es gesetzmäßig und nach inneren Ordnungen." Das Spiel umfasst eine Gesamtheit von Regeln und Verfahren zur Produktion von Wahrheit, die ihrerseits nach Maßgabe ihrer Prinzipien zu Resultaten führt, die als gültig oder ungültig, erfolglos oder erfolgreich zu werten sind. Das Spiel des Schriftstellers findet somit auf dem Fundament der vielfältigen Wahrheits-Konstrukte statt: Wer sagt in seiner Schrift eine Wahrheit? Wann, wofür und wie lange kann diese Wahrheit gültig sein? Um schließlich zu den entscheidenden Fragen zu kommen: Wo innerhalb des Geländes von Wirklichkeits-Deskription und -Konstruktion kann er seinem Blick und seiner Sprache einen Ort geben? Kann in dieser Gegenwart, die, wie jede Gegenwart, zugleich von Vergangenheit und Zukunft erfasst ist, überhaupt ein fester Ort noch auffindbar sein? Gerät der Schriftsteller bei diesem Versuch nicht vielmehr in ein polymorphes

Netzwerk aus Sinngefügen, die es zu entfalten gilt bis in jene Bereiche, die als Ränder von Gesellschaft sich bezeichnet finden? - An jedem dieser Orte muss der Schriftsteller die Probe zur Gültigkeit des Ich aufs neu betreiben. Sein prüfender Blick richtet sich dabei bis in die Nachtseiten des Befragten. Denn wie sich bekanntlich die Gesundheit eines Organismus von dessen Erkrankung her beschreiben lässt, die Ökonomie von ihren Krisen her, das Subjekt von seinen Transformationen und seinen Zerstreuungen (vom Ich zum Nicht- sowie zum Auch-Ich), so lässt der Zustand einer Gesellschaft sich von deren Aussetzen und Versagen, mithin von jenen Grenzen her fassen, an denen Gesellschaft aufhört, in ihren Konsens- und Wahrheits-Konstrukten zu funktionieren. Anders gewendet gilt die Suche fortan jenen Stellen, an denen das Netzwerk von Sinn in der Gesellschaft zerreißt.

Daraus formulieren sich erneut Fragen, die zum Grundbestand abendländisch zivilisierten Lebens gehören: Inwiefern können solidarische Verhaltensweisen ihre Gültigkeit behalten? (Denn auch Solidarität ist kein Wert an sich, sie ist eine Verhaltens-Form zur Regulierung von Machtbeziehungen.) Wo kann das Individuum inmitten von Bedrohtheit und äußerer Gewalt noch Sicherheit finden, Schutz, Geborgenheit, Liebe? Kann der Wutausch über deren Verlust - das Theater des Amok - dem durch verfestigte Herrschaftszustände verfügten Lebensabbau als vitale Gegen-Inszenierung ein letzter Widerpart sein? Und endlich: Kann Freundschaft noch Bestand haben?

Stets wird der Schriftsteller in Sprache und Textbau nach denjenigen Stil-Mitteln suchen, die seinem Temperament - seinem Blick auf die Wirklichkeiten - am entsprechendsten erscheinen. Dieser Blick des prüfenden Ich begreift sich daher als der Blick des Politischen, dem die allererste Anschauung eine durchrationalisierte, säkulare Gesellschaft zeigen will. Doch wird schon der zweite Blick erkennen lassen, dass es mit all dem nicht weit her sein kann: Eine von Informationskampagnen verschiedenster Art und Wesenheit überschüttete Öffentlichkeit sieht sich im selben Maß, wie die Informationen in ihr zirkulieren, der Selbsterfahrung dieser Informationsinhalte entzogen; Erkenntnisse aus Natur- und anderen Wissenschaften, zu populistischen Vokabeln geprägt, härten aus (Zitat Walter Benjamin:) "zur verpanzerten Wahrnehmung". Und solcherart geschlossener Panzer minimiert jegliche Möglichkeit für Erfahrung, verwandelt die rationalen Erkenntnisse zu Theologemen: Man hat sich längst daran gewöhnt, an wissenschaftliche Beweise zu glauben, wie Religiöse an die jungfräuliche Geburt oder die Auferstehung nach dem Tod. Dasselbe im Politischen: die Erfahrbarkeit von Demokratie, einem ohnehin sehr großmaßstäblichen Begriff, dem weltweit vielleicht nur ein Dutzend Staaten genügen, und zwischen denen dürfte das Gefälle beträchtlich sein. Verkleinert man den Blickmaßstab, wird man innerhalb der demokratischen Gehäuse Selbstermächtigung, Autokratie, oligarchische Herr-

schafts- und Verteilungsformen erkennen. Die Erfahrbarkeit von Demokratie also scheint dem Alltag der Menschen in immer geringerer Weise gegeben. So z.B. blieb kürzlich beim Einzug der NPD in den Sächsischen Landtag einem der anderen Abgeordneten nur der Ausruf übrig, die Bevölkerung solle doch *an die Demokratie glauben...* Solch Aufruf zum Demokratie-Glauben, ein Aufruf aus Hilflosigkeit, ist erhellend insofern, als der Zuspruch aus Teilen der Bevölkerung zu Parteien wie der NPD genau den Hinweis darauf gibt, was an demokratischer Praxis in der Gesellschaft versagte. Dagegen hilft dann kein Appell ans Bewusstsein. Zumal diese gegenwärtige Epoche, im Sinn eines Ausspruchs von Spengler, längst in ihre "Zweite Religiosität" eingetreten ist. Dies, allgemein gefasst, kommt in Zivilisationen immer dann hervor, sobald eine historisch-geistige Lage vom Zerfall von Wissen und Denken geprägt ist, dem Unvermögen, in der Häufung von Faktenwissen relevante Zusammenhänge zu erkennen und daraus neue Wahrheits-Konstrukte herzustellen, weil hier Geistiges nur gilt, wenn es preßbar ist zu Geld. So herrschen Mode, Esoterik und Folklore statt Aufklärung, und die Erfahrbarkeit von Welt schrumpft im selben Grad, wie die gleichförmige Bemächtigung des Planeten voranstürmt.

Innerhalb solcher rückwärts laufenden Rationalisierungen wiedererscheint auch die Gestalt des *Abtrünnigen*, desjenigen, der von ebendiesen Verhältnissen, die er in seinem Selbst gewogen und sämtlich als zu leicht befunden hat, im vollen Bewusstsein seiner Wut im Kopf sich herausschneidet. Sein Blick muß als ein "böser Blick" erscheinen. Doch innerhalb der synkretistischen Massendemokratie heutigen Zuschnitts figuriert "das Böse" nurmehr als einer von vielen Glaubensresten, um das moralisch "Gute" als Tagesbefehl für die aggressiv operierende, freie Marktwirtschaft auszugeben. Denn "böse" ist ja stets das verfemt gehaltene Andere, das die eigene, omnipotent sich stellende Herrschaftspraktik eben nicht beherrschen kann - ursächlich und letztlich in der verwalteten Welt den Tod. So dass hinter der Wiedergängerei des Begriffs vom "Bösen" ein Durchbruch der Urangst organischen Lebens vorm Rückfall ins Anorganische sich auszudrücken scheint, die ihrerseits unterm permanenten Alarmzustand in der Bevölkerung wiederkehrt in der zeitgemäßen Form von ungerichteter Angst vor Zuständen von Anomie.

Doch der Blick des *Abtrünnigen* bleibt unbedingt transitiv: *Ich blicke auf etwas, blicke jemanden an, es blickt zurück.* Insbesondere der Blick ins Nichts ist der transitivste Blick, der endgültige.- Wer blickt zurück? "Der Silberblick der Materie", Schellings Einwand gegen die als unbelebt vorgestellte stoffliche Welt? Oder der Zuhälterblick der Tauschgesellschaft, die aus dem eigenen schlechten Gewissen heraus auch "das Böse" eilig zum Warenartikel verwandelt, dem letzten Ökonomischen Hebel? "Das Böse", was immer dieses alttestamentliche Wortgeheuer, dieses von den Chargen der Tagespolitik zur Legitimierung ihrer Kriege vergewaltigte Begriffs-

fossil, heute noch bedeuten soll (mir unmöglich, "das Böse" als Entität zu verstehen!), es muss der Schrecken sein, der von den Dingen und Erscheinungen, von der Zeit und ihren Mitläufern ausgeht, nicht aber vom Auge des Betrachters. Der hat (Zitat Heiner Müller:) "den Medusenblick der nackten Wahrheit auszuhalten" - und, fügt der Schriftsteller an, darüber zu schreiben.

So dass daraufhin die Aussage seines Werks den Eindruck erwecken kann, als haben die Elemente dieser Wirklichkeit seinen Stil und seinen Charakter hervorgebracht, ebenso wie ihm diese Wirklichkeit Halt und Sicherheit böte. Wie, und es wäre genau umgekehrt?: Das Wesen desjenigen, der schreibt, ist auch der Grund für die Entscheidung über seine Schreib-Weise und bestimmt somit die Eigenart der Konstruktion und des Verlaufs seiner Wahrheitsspiele als Text. Während die Behauptung der Konsistenz seines Werks als frommer Irrtum dasteht; ein Irrtum freilich, der mit gesellschaftlichen Machtbeziehungen sich eng verknüpft hält.

Zu diesem komplexen, gesellschaftlichen Beziehungsnetzwerk zwischen den beiden Antipoden des schöpferischen Menschen - Denken und Sein - muss ein Drittes hinzutreten, das weder als vermittelbar noch als veräußerbar gilt, weil es dem Tauschprinzip sich entzieht: die Selbst-Bezogenheit als *Eigensinn*; jener *Eigensinn*, der alles künstlerische Tun in seinen Freiheitsgraden bestimmt: Wo kann ich, ein Schriftsteller, *meinen* Willen zum Ich in *meiner* Sprache entfalten oder verfallen, um an den Wörtern mich zu bereichern, damit bislang nicht bestehende Wort- und Satzkonstruktionen zu schaffen? Denn vielleicht ist diese Lust ja nur *meine* Lust?, diese Trauer habe nur *ich*?, diese Einsamkeit ist nur *meine*? Welchem Regelwerk diktatorischer Allgemeinheit sollte ich mich unterwerfen und warum? Sollte die Angst sovieler, einer Gemeinschaft, einer Familie, Partei, einem Klüngel oder einem Verein nicht anzugehören, tatsächlich auch *meine* Angst sein? Und sollte ich mich daraufhin, wie ebenso viele, unter allen Umständen den Gesetzen der unheiligen Kommunikation unterwerfen? Warum sollte ich so etwas wollen müssen? - Und setzt man einerseits Freiheit als die seinsmäßige Bedingung für einen Ethos, wie andererseits das Ethos als eine reflektierte Form für Freiheit, dann werden Sie, verehrte Anwesende, unschwer die Herkunft meiner Überlegung im Leitsatz des Sokrates erkennen, der an seine Schüler - neben der Grundforderung "Erkenne dich selbst!" - die Folgefrage richtete: "Bemühst du dich um dich selbst?"

In der erstrangigen Bemühung um sich selbst - und diese Beziehung zu sich ist seinsmäßig die erste - erblickte dieser antike Philosoph ein Ethos, in dessen rechter Erfüllung die gute und dauerhafte Funktion einer Polis läge: *Sei nicht der Sklave deiner Begierden, sondern vergewissere dich deines Selbst. Indem du weder deine Stellung noch deine Macht missbrauchst, sondern im rechten Maß dich selbst erziehst, bist du in der Lage, dich in rechter Weise zu den An-*

deren zu verhalten. - Woher aber die Gewissheit des Selbst für das rechte Maß? Aus dem Blick des Ich auf das Wechselspiel von Zulassung und Ausschließung in der Gesellschaft: Von den Beziehungen der Macht, die gewährt, leitet, gebietet - denn noch niemals und nirgends existierte und funktionierte eine Gesellschaftsordnung ohne Macht!, und diejenigen, die der Macht per se "das Böse" zuschreiben, sind oftmals dieselben, die den eigenen Status damit um so besser zu erhärten trachten - bis zum ultimativen Herrschaftston, der bestimmt: Du sollst nicht sein!- Für eine "relativistische" Kultur wie der westlichen wollen mir diese antiken Forderungen zum rechten Sein im gesellschaftlichen Leben, die gewissermaßen als der *Sokratische Imperativ* gelten können, als verblüffend zeitgemäß erscheinen!

Ließe sich aus derartiger Maßgabe zum Sein in abgewandelter Weise nicht ein Sokratischer Imperativ für das Schreiben formulieren? Und könnte dieser dann nicht folgendermaßen lauten?: "Denke bei *deinem* Schreiben zuerst an *dich* und an *deine* Sprache. Kümmere dich mit eigen Sinn um *deine* Schreibweise, dann erweist du deinen Lesern den besten Dienst!"

Sowohl der Sokratische Imperativ aus dem antiken Athen als auch gut zwei Dutzend Jahrhunderte später der Kategorische Imperativ aus dem Königsberg der abendländischen Aufklärungszeit erscheinen jeweils als Maximalforderungen, die, auf das Alltagsleben des (graduell) freien Bürgers bezogen, denjenigen, der solchem Richtmaß folgen will, mit Vorbedacht übers Ziel hinausschießen lässt. Doch beiden Philosophen war eine praktische Vernunft zueigen, und so mochten sie listigerweise mit ihren Geboten der Unmöglichkeit das immerhin Mögliche ins Auge fassen, denn wer über das Ziel hinausschießt, der muss zumindest durch das Ziel hindurchgelaufen sein. - Und weshalb sollte, was für das außerliterarische Sein gedacht ist, für das Sein des Schriftstellers in seinem Werk nicht ebenso als ein Richtmaß gelten dürfen?!

Eingangs sprach ich von der Bewegung, die mich bei der Nachricht, ich habe den Bremer Literaturpreis zugesprochen bekommen, ergriffen hat. Dies wörtlich genommen, brachte mich auf diesen thematisch weit gezogenen und, zugegeben, mit sehr großen und raschen Schritten begangenen Weg, dessen Ziel mir zwar gegenwärtig, die Möglichkeit, es zu erreichen, aber offenbar noch bevorsteht. Denn wer schreibt, bezeugt durch sein Schreiben, dass er noch nirgends angekommen ist.

Doch habe ich augenblicklich zumindest den einen Punkt erreicht, der mich nun innehalten und für diesen Preis meinen herzlichen Dank sagen lässt: Ihnen, sehr geehrter Herr Senator; Ihnen, den verehrten Damen und Herren der Jury und Herrn Professor Schoeller, der Stadt und dem Land Bremen, der Rudolf-Alexander-Schröder-Stiftung sowie meinem Lektor, Wolfgang

Matz, und meinem Verleger Michael Krüger. Ihnen allen gilt der Dank von einem Schüler des Eigensinns, angespornt von diesem Preis, unterwegs in seiner Arbeit.